

Fachsprachen Languages for Special Purposes

Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung
und Terminologiewissenschaft

An International Handbook of Special-Language
and Terminology Research

Herausgegeben von / Edited by
Lothar Hoffmann · Hartwig Kalverkämper
Herbert Ernst Wiegand

In Verbindung mit / Together with
Christian Galinski · Werner Hüllen

1. Halbband / Volume 1

Offprint

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1998

29. Deutsch als Fachsprache in den historischen und philologischen Wissenschaften seit dem 19. Jahrhundert

1. Die deutsche Sprache und das 19. Jh.
2. Kulturspezifische Erkenntnis, Wissenschaft und Sprache
3. Schluß
4. Literatur (in Auswahl)

1. Die deutsche Sprache und das 19. Jh.

1.1. Die wachsende Bedeutung des Deutschen

Im 19. Jh. rückt die deutsche Sprache unter die weltweit bedeutendsten Fach- und Wissenschaftssprachen auf. Der Grund dafür war nicht nur, daß das bis dahin wirksame geordnete Gefüge der Sprachen internationaler Kommunikation erschüttert war. Vielmehr gewinnen veränderte Konzepte des Verhältnisses von Sprache und Denken einen beherrschenden Platz, die einer Sprache vom Entwicklungsstand des Deutschen eine veränderte Interpretation der eigenen Rolle erlaubten.

1.1.1. Latein, Französisch und noch nicht Englisch

So ist die neue Lage des Deutschen dadurch gekennzeichnet, daß das Lateinische – wenn auch nicht ohne Zögern – seinen Platz als Sprache der Gelehrtenrepublik verlassen hat (vgl. Pörksen 1986, 42 ff). Komplexer ist die Lage gegenüber dem Französischen. Im 18. Jh. war es noch der übermächtige Konkurrent gewesen, demgegenüber man sich auf der einen Seite emanzipieren mußte, das aber andererseits das widerwillig bewunderte Vorbild für eine Sprache abgab, die den gesellschaftlichen Anforderungen der Zeit völlig angepaßt erschien. Mit dem älter werdenden 18. Jh. wird aber den Pflägern und Normierern der deutschen Sprache, die zu dieser Zeit das sprachwissenschaftliche Geschäft tragen, klar, daß die kommunikativen Ideale einer höfisch-aufgeklärten Gesellschaft, wie sie das Französische transportierte, den Verhältnissen in Deutschland nicht entsprachen, und sei es nur wegen der Zeitversetzung, mit der die jeweiligen Normen hier ankommen (vgl. aber Schreiner 1992, 85–91; 120 ff; 179 ff; 193 ff). Aus Gründen dieser gesellschaftlichen Diskrepanz gewinnt vor allem im Norden des deutschen Sprachgebiets das Englische deutliche Vorbildfunktion.

1.1.2. Ein nationales Konzept von Fachlichkeit

Letztlich aber entwickelt sich ein eigenständiges deutsches Modell angemessener fachlicher Kommunikation, das seine Gestalt daher bezieht, daß

das Bildungsbürgertum, jene für die deutsche Entwicklung besonders kennzeichnende Schicht, zum Wortführer des gesellschaftlich-politischen Wandels wird (s. Wehler 1987, 210 ff; Mattheier 1991; Linke 1991; von Thadden 1991, 505 f). Die Identität des deutschen Bildungsbürgertums muß sich auf einer Ebene stabilisieren, die von den Disparitäten der politischen Organisation nicht betroffen ist. Die Überlegungen Johann Gottfried Herders zur Wirksamkeit des Volksgeistes liefern hierzu einen willkommenen Ansatzpunkt (s. Werlen 1989, 30 ff). Allmählich werden so mehr und mehr Teile des wissenschaftlichen Diskurses den bürgerlichen und nationalsprachlichen Bedingungen angepaßt; man kann das daran sehen, daß das Deutsche nicht mehr als pädagogisches Hilfsmittel eingesetzt wird, sondern sich formal und von den benutzten Textsorten her einer neuen, bürgerlich-„pedantisch“ geprägten Schriftsprachlichkeit anpaßt (s. Eichinger 1990; 1995). So entwickeln sich Textsorten und Funktionalstile, die dem Angemessenheitsempfinden einer gebildeten bürgerlichen Schicht angepaßt waren. Man denke hierbei z. B. an die Leittexte der Philosophie. Deren Sprachform ist für unseren Zusammenhang wichtig, betont sie doch sehr stark einen neuen Charakter von Schriftsprachlichkeit mit spezifischen Merkmalen einer hohen Kondensation, die auf die Möglichkeit zum Wiederlesen angelegt sind. Des weiteren ist zu betonen, daß schon seit Leibnizens Bemühungen um den angemessenen Ausbau des Deutschen angenommen wird, daß die Grenze zwischen Vernunft und Unvernunft, Rationalem und Irrationalem hier mehr in Richtung des nicht rein Logischen verschoben werden könnte: „Der Begriff ‚Wissenschaft‘ umfaßt seit Leibniz einen viel weiteren Spielraum als der entsprechende Terminus ‚science‘ im Französischen oder Englischen. Der leibnizsche Entwurf für wissenschaftliche Akademien schloß nicht nur das Studium der Natur, sondern auch der freien Künste mit ein“ (Igers 1976, 49 f; vgl. Bubner 1990, 9). Gegen Ende des 19. Jhs entwickelt sich auf dieser Basis ein Konzept von Bildung und Wissenschaft, das auf der Erkenntniskraft der Muttersprache und der in ihr festgewordenen historischen Erfahrungen fußt. Seine institutionellen Konsequenzen in Form der humboldtschen Universitätsreform und der gymnasialen Bildung gelten im 19. Jh. weithin als vorbildhaft. Es wirken also inhaltliche wie institutionelle Faktoren zusammen, damit das Deutsche nicht nur zur Fachsprache der historischen und philologischen Fächer in Deutschland, sondern zu einer der großen Wissenschaftssprachen des „langen (-1918)“ 19. Jahrhunderts heranwächst.

1.2. Die praktischen Voraussetzungen

Den institutionellen Rahmen für die Statusveränderung des Deutschen bildete das seit dem Beginn des 19. Jhs. entwickelte neue

Universitäts- und Gymnasialwesen. Es beruht auf der Ideologie des Neuhumanismus und ist getragen von der Säkularisierung der staatlichen Verwaltung. Beides paßt das Bildungswesen an die führende gesellschaftliche Rolle des Bildungsbürgertums an. Das neue Bildungswesen ist durch die staatliche Organisation von unmittelbarer gesellschaftlicher Einflußnahme geschützt, es richtet seine Erziehung am Ideal der individuellen Vervollkommnung aus, für welche die griechische Antike als Exempel gilt. Sie zielt nicht auf den Erwerb praktischer Fähigkeiten und auch nicht auf die Einführung in eine Diskurswelt, in der Anzienität und ein unverbindliches Diskurswissen den Ausweis der Zugehörigkeit geben (s. Bourdieu 1982, 125 ff; 143 ff). Vielmehr wird die Selbstreproduktion des die erste Hälfte des 19. Jh. bestimmenden Bildungsbürgertums durch die in individueller Leistung erworbene Bildung garantiert. Diese weist neben ihren antikisierenden Tendenzen der historischen Kenntnis „nationaler“ Gedächtniselemente einen entscheidenden Platz zu. So soll die eigene Position als organische Entwicklung der eigenen Nation und diese wiederum als wesentliches Element der vorbildhaften europäischen Tradition dargestellt und kennengelernt werden. Die staatlich gesicherte Forschung und Lehre in diesen Bereichen, die Möglichkeit damit, diese Wissensbestände nur aufgrund eigener Leistung kennenzulernen, erlauben es auch, die Schicht derer zu vergrößern, die sich mit diesem Bild identifizieren können. Man kann das an „Kleine-Leute-Karrieren“ sehen (vgl. J. A. Schmeller), die neben die traditionelle Quelle des Bildungsbürgertums im Umkreis vor allem der protestantischen Theologie treten (s. Giesen/Junge 1991, 276). Dazu trägt bei, daß man allmählich Berufe finden kann, die der Fortentwicklung dieses Bereiches dienen. Die Art der Forschungs- und Bildungsstätten, die diese Möglichkeiten bieten, bestärkt zudem jene Einheit der Nation, die durch die deutsche Kultur zusammengehalten wird. Wenn auch hier von Anfang an Positionen sichtbar sind, die eine enge deutsch-nationale Interpretation forcieren (s. Römer 1991), so ist im Hauptstrom der Wissenschaftskonstitution der Gedanke leitend, in genauer Wissenschaftlichkeit und ohne unmittelbares Gegenwartsinteresse die Wurzeln der eigenen Kultur auf deren früheren Stufen zu finden.

Ein ideales Mittelalter mit seiner Volkssprachigkeit erweist sich hierbei als eine Projektionsfolie, welche

die gleichwertige Bedeutung der germanischen und der romanischen Kultur für die europäische Entwicklung nachzuweisen erlaubt. Dabei wird mit der Gleichsetzung der germanischen und der romanischen Tradition als zweier spezifischer, aber gleichberechtigter Ausprägungen europäischer Kultur implizit der Vorrang des Französischen, welcher bisher gegolten hatte, bestritten. So gesehen zeigt die wissenschaftssoziologische Analyse im Sinne Talcott Parsons lediglich die institutionellen Folgen des generelleren Wandels in einem komplexen System auf, der in Substrukturen, wie dem dann herrschenden Muster von Wissenschaftlichkeit, zu neuen Ordnungsstrukturen führt. Talcott Parsons „spricht hinsichtlich der Zeit um 1800 von der Herausbildung des ‚disziplinar-professionellen Komplexes‘ als entscheidendem Strukturwandel bei der Genese der ‚modernen Wissenschaft‘: eine noch weitgehend undifferenzierte, ganzheitliche ‚traditionelle Wissenschaft‘ verwandelte sich in die spezialistische ‚moderne Wissenschaft‘ des 19. Jh.s bzw. in wissenschaftliche Disziplinen. Die Wissenschaftler bzw. Gelehrten als die unmittelbaren sozialen Träger von Wissenschaft/Gelehrsamkeit treten in einen Professionalisierungsprozeß ein, d. h. wissenschaftliche Berufe bilden sich heraus. Diese Berufe bedürfen einer spezialistisch-disziplinären Ausbildung sowie Institutionen, die diese Ausbildung tragen“ (Hültenschmidt 1985, 342 f; vgl. Bahner/Neumann 1985, 196 ff; von Raumer 1870, 293 ff).

1.3. Der Inhalt der neuen Wissenschaftlichkeit

Es ist nicht zufällig, daß die entscheidenden Schritte einer Trennung der Untersuchung von „Natur und Geist“ (s. Bubner 1990), was die Verwissenschaftlichung der Beobachtung des Geistes angeht (s. Oesterle 1991, 304 f), bei der klassischen Philologie ansetzte, die sich als eine Art „Altertumskunde“ zu verstehen begann, und damit den Weg zur Verwissenschaftlichung durch Historisierung vorantrieb. Gerade der Objektbereich der Altphilologie war dadurch, daß von verschiedenster Seite Interesse vor allem am Griechischen angemeldet wurde, in der spätaufklärerischen Zeit in eine Phase der Unordnung geraten, die durch Textbezug und methodische Strenge überwunden werden konnte. Warum gerade die klassische Philologie? Seit der breiteren Wirkung der sprachphilosophischen Überlegungen Johann Gottfried Herders ist die Sprach- und damit Nationsgebundenheit von Kultur zum Axiom weiterer Forschung geworden. Es bedarf einer ganz genauen und nicht von moderner Schieflsichtigkeit geprägten Betrachtung der sprachlichen Verhältnisse, um den historischen Eigenwert einer Kultur erschließen zu können. Diese Distanzierung vom Eigenen ist nun der eigentliche

Schritt zur wissenschaftlichen Disziplinierung, zum historischen Blick auf vergangene Ereignisse. Die dazu notwendige Distanz bedarf des Absehens von der Nützlichkeit für die eigene Zeit, weil das die Intention der Untersuchung in eine inadäquate Richtung führen könnte. Das heißt auch, man versucht aus den vielen im Rahmen der enzyklopädischen Tendenzen der zweiten Hälfte des 18. Jh.s zusammengetragenen Wissensbeständen, die in ihrer Fremdartigkeit der Erhellung des eigenen Standpunktes dienen sollten, eine neue Konsequenz zu ziehen: die Untersuchung der Einzelheiten hat einen eigenen Wert für die historische Erkenntnis, und zudem hat der Wissenschaftler die Aufgabe, über den Einzelheiten das Konzept sichtbar zu machen, in das sie gehören (s. Bubner 1990, 9–11), einen internen Zusammenhang herzustellen. Aus verschiedenen Gründen waren beide Punkte bei der klassischen Philologie vergleichsweise einfach zu bewerkstelligen. Zum einen war gerade in der Arbeit mit antiken Texten die textphilologische Arbeit schon am weitesten entwickelt – nicht zuletzt, da es sich zum Teil auch um heilige Texte handelt, wo es um das Ioata geht –, zum anderen waren das Griechische und dann langsam auch das Lateinische aus ihren praktischen Zusammenhängen ausgeschieden, boten aber eine positive ideologische Folie. Gerade diese ideologische Wirkung hatte in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh.s neue Diskurswelten erobert, die man mit dem Namen Winckelmanns andeuten kann. Dabei gewinnt nun die genaue Kenntnis und Bemühung um den Text im Gefolge der Herderschen Gedanken zum Zusammenhang von Sprache, Kultur und Nation einen nochmals erhöhten Stellenwert. So wird von Friedrich August Wolf an der „neuen“ Universität Halle das Konzept einer „Altertumswissenschaft“ entwickelt (s. Hültschmidt 1985), die in der Übergangsphase des späten 18. Jh.s Ansatzpunkte zur Aufwertung und Verwissenschaftlichung der Beschäftigung mit den volkssprachlichen Kulturen bot. Wolf führt aus, daß die alten Sprachen nicht nur als „Instrumente“ zu betrachten wären, vielmehr gehörten sie als ein Teil zur Kenntnis des Altertums (s. Hültschmidt 1985, 352), womit er auch darauf hinweist, daß eine rein grammatische Analyse der Sprachen nicht sein Bild von Wissenschaftlichkeit prägt. Die Auseinandersetzung um diese Frage, die etwa im Nebeneinander von Bopp und Grimm ein germanistisch-indogermanistisches Echo hat, zeigt immerhin, daß die sprachwissenschaftli-

che Analyse zum Kern einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit zeitlich entfernten Kulturen wird, die auch in ihrer zeitlichen Distanz erfaßt werden sollen: das war der Schritt, der wegen des Status der klassischen Sprachen als toter Sprachen besonders leicht zu tun war. Dennoch ist auch diese Darstellung von dem Gefühl getragen, das im Historismus fortleben wird, daß es sich bei dem untersuchten Zeit- und Kulturabschnitt um eine vorbildhafte Phase handle. Das ist die Begründung dafür, daß diese Art von Studien und ihre Ergebnisse einen wesentlichen Platz in der bürgerlich-nationalen Bildungskultur finden. Sie zeigen vorbildhaft die Entwicklung einer europäischen Kultur aus nationalen und damit sprachlichen Individualitäten, sind so aber auch nur ein Muster dafür, was in den volkssprachlichen europäischen Kulturen überhaupt angelegt ist:

„Dieser [...] Vergötterung der Griechen gegenüber regt sich gegen Ende des 18. Jh.s das Gefühl, daß die Poesie nicht einem einzigen Volk und einem einzigen Zeitalter allein angehöre, daß sie vielmehr ein Gemeingut der Menschheit sei, an welchem die verschiedenen Völker jedes in seiner Weise Theil haben. Insbesondere richtet diese Ansicht ihren Blick auf die Poesie und Kunst der Völker, die nach dem Untergang des alten Römerreiches die Geschichte Europas bestimmt haben. Es sind die germanischen und romanischen Völker; und hier wieder ist es vorzugsweise die Poesie und Kunst des Mittelalters und die des 16. und 17. Jh.s, welcher die Vertreter der neuen Richtung ihre Liebe zuwenden“ (Raumer 1870, 294)

Wilhelm von Humboldt wird diese Gedanken von Bedeutung und Wert der eigenen Tradition bei aller Vergleichbarkeit kanonisch wenn auch vielfach interpretierbar (vgl. Traubant 1990; Schmitter 1991) fassen. In der Schwebe bleibt, wie die historische Prägung und Erfahrung der Nationen in einer so verstandenen Geschichte gelesen werden sollen, ob man es mit Herder ablehnt, „frühere Leistungen der Menschheit als Mittel zum Zweck des allgemeinen Fortschritts zu erklären“ (Rothermund 1994, 204), oder ob mit Kant der Weg zum westeuropäischen bürgerlichen Nationalstaat als im Einklang mit dem Fortschritt der Menschheit beschreibbar ist (s. Rothermund 1994, 207).

2. Kulturspezifische Erkenntnis, Wissenschaft und Sprache

2.1. Der historisch-kulturelle Blick als Alternative

Das Muster der klassischen Philologie, aber auch die angedeuteten philosophischen Ent-

wicklungen, prägen die Disziplinengruppe, die sich in diesem Sinn historisch versteht und der die Geschichtswissenschaft, die sich differenzierenden philologischen Fächer, und zumindest zu Beginn auch die Rechtswissenschaft, zuzurechnen sind.

Die wissenschaftliche Position kann als bürgerlich, kulturspezifisch („national“), historisch und „geistbezogen“ charakterisiert werden: das hat Folgen für die Sprachwahl und die Argumentationsweise, aufgrund derer dem Deutschen ein besonderer Platz zugewiesen wird.

Der herrschende Denkstil ist geprägt von der Tendenz, die Eigenständigkeit des Beitrags, den die jeweilige Sprachgemeinschaft in die europäische Kultur eingebracht hat, besonders zu beleuchten. Was uns als eine eurozentrische Verengung des Blicks erscheinen mag (vgl. Rothermund 1994, 96) läßt sich historisch auch als eine Erweiterung der Erkenntnismöglichkeiten sehen. Der universale Anspruch, der sprachlich im Gebrauch des Französischen symbolisiert wurde, ist in der „Nationalisierung“ der Sprachenwahl aufgehoben. Für alle nicht französischsprachigen Staaten hat das auch wichtige sozialsymbolische Folgen: ein auf der Basis der Sprache des Bürgertums durch eigene Leistung akkumuliertes kulturelles Kapital verliert das Odium des Pedantischen und wird zu einem positiv bewerteten Material im sozialen Status-Spiel. Fachlich bedeutet das die Entwicklung einer autonomen Rationalität der Forschung:

„Ein Merkmal der [philologischen] Forschung und Arbeit in Deutschland wird die Allseitigkeit. Ihre Absicht ist die Erkenntnis der Tatbestände, ihre Gegenstände werden als wissenschaftlich in ihrem Wesen ohne Rücksicht auf praktische Zwecke geachtet“ (Gröben 1904, 104).

Hier erweist sich die Verstaatlichung und Reform des Universitätswesens (s. Weimar 1989) mit dem Statusanstieg der alten „Artistenfakultät“ ebenso als förderlich wie die Orientierung des gymnasialen Unterrichts an den neuhumanistischen Konzeptionen.

An dieser Stelle ist auch die verwendete Sprache mehr als ein beliebiges Darstellungsmittel. Gerade bei der Erkenntnis geistiger Zusammenhänge verspricht der Gebrauch der Volkssprache spezifische Erkenntnis. Nicht zuletzt, da der Anteil des Romanischen und des Germanischen an der europäischen Kultur einen zentralen Platz einnimmt, kommt dem Deutschen insgesamt die Rolle

des Korrektivs, der Alternative zur französischen Sicht zu. Das Deutsche wird so aufgrund des Erfolgs der neu entwickelten Methoden – und aufgrund des Erfolgs der Universitätsreform überhaupt – zu einer in dieser Rolle akzeptierten Sprache der Wissenschaft.

2.2. Die Germanistik – zum Exempel Jacob Grimm

Es verwundert nicht, daß die neue bürgerlich-nationale Wissenschaft sich besonders intensiv mit der vergleichend-historischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte beschäftigte. Im Vergleich zum Vorbild der klassischen Philologie wird im strikter wissenschaftlichen Bereich in noch konsequenterer Weise Wert gelegt auf die genaue grammatisch-sprachliche Kenntnis als Basis der Kenntnis der Kultur. Das Deutsche wird so zur Sprache der entstehenden und vergleichenden Sprachwissenschaft. Der neue wissenschaftliche Ansatz ist weit entfernt von der gesellschaftlichen Verwendung des Deutschen und seinen Bedingungen – man kann das etwa an Jacob Grimms ablehnender Haltung gegenüber dem muttersprachlichen Deutschunterricht sehen. Die Wahl des Deutschen als Fachsprache signalisiert an dieser historischen Stelle eine Absage gegenüber dem rationalistischen Universalismus, es entwickelt sich ein spezifisch geisteswissenschaftlicher Darstellungsstil des sich Anpassens an das jeweils zu beschreibende Objekt. Seit sich das Deutsche mit dem Französischen maß, ist es diese empfindsame Anpassungsfähigkeit, die als Vorrang des Deutschen genannt wird. Die frühe Germanistik, die durch Jacob Grimm geprägt ist, konnte bei ihrem historischen Vergleichen durchaus auf existierende „enzyklopädische“ Traditionen zurückgreifen, die allerdings zumeist zu typologischen Klassifikationen führten, während es jetzt um die Charakteristik von Entwicklungsstufen ging, die jeweils ihren eigenen Wert haben. Die historische Darstellung will zeigen, welche Kräfte sich in den einzelnen Sprachen niederschlagen, durch Einflüsse modifiziert oder fortentwickelt werden. Die Suche nach diesen Kräften schlägt sich in einer Sprachform nieder, die von einer Bildlichkeit aus dem Umfeld organischer Konzepte geprägt ist. Diese Konzeptualisierung kommt wohl daher, daß Herder den Begriff der Kraft auch auf geschichtliche Erscheinungen angewandt hatte, die wirkungsmächtigste Ausformulierung findet diese Idee in Wilhelm von Humboldts Be-

stimmung der Sprache als *Ergon* und *Energeia* (vgl. Krapf 1993, 10 ff).

Die Sprache sei insofern organisch, als ihr eine Kraft innewohne, Veränderungen, die innerhalb der wesentlichen Züge einer Sprachstufe blieben, seien als organisch zu betrachten, grundsätzliche Veränderungen als unorganisch, sie führten erst allmählich zu einem neuen organischen Zustand. In diesem Kontext ist verständlich, daß Metaphern des Organischen nicht nur als Verbildlichungen, sondern als das Wesen der Sprache nachformende Ausdrucksweisen angesehen werden. Die von Jacob Grimm benutzte und geprägte Terminologie spricht deutlich von dieser Tendenz, so daß er diachrone Entwicklung als eine Art Wachstum wie bei Pflanzen ansieht, für die jeweiligen Sprachzustände den Funktionszusammenhang wie in einem Körper betont. Die Sprache der eigenen Nation ist auf solch nachvollziehendem Wege das sicherste Erkenntnisinstrument. So benutzt Jacob Grimm Termini und auch syntaktisch-stilistische Mittel, die diesen Bedingungen und Darstellungsansprüchen gerecht werden können. Auffällig ist die Nähe zu Merkmalen, die man bei Goethes Vorgehen in seinen naturwissenschaftlichen Schriften beobachtet hat (s. Pörksen 1986, 72 f); beiden geht es darum, die „gemeinschaftliche Grundstruktur“ der Phänomene zu erkennen. Das hat sein Echo in einer sprachlichen Darstellung, die aus der alltäglichen Anschaulichkeit zu verdeutlichen versucht, Terminologie und Nomenklaturen sparsam einsetzt, Begriffe wählt, die allgemeineren Deutungskonzepten zugänglich sind. Was allerdings Jacob Grimm von Goethe unterscheidet, ist das Bewußtsein vom unabhängigen Eigenwert der wissenschaftlichen Einzeluntersuchung sowie das historische Konzept gegenüber einer typologischen Panchronie, in einer akuten Phase der Trennung der Wissenschaften vom Geist von den universalistisch bleibenden Naturwissenschaften, entwickelt sich langsam eine Ausdrucksform, die dem Ahnen und Verstehen als Erkenntnisweisen entspricht. Viele Termini Jacob Grimms, wie z. B. stark, schwach, eigentlich, uneigentlich, seine Verwendung von *Wurzel*, sein Reden vom *ablaut* als der „athmende[n] kraft der deutschen wurzeln“ (nach Krapf 1993) beschreiben die wissenschaftlichen Objekte in einer Art dynamischer Natürlichkeit; so kann er seine Begriffe wie etwa *ablaut* ohne weiteres in sein Wörterbuch aufnehmen, das sonst dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht offensteht. Wenn das Denken an die Sprache gebunden ist, kann der Anpassungseffekt nur erreicht werden, wenn man sich der organischen Mittel der jeweiligen Sprache bedient; den unmittelbaren Zugang zu den europäischen Sprachen sah Grimm dabei auf der Ebene der mittelalterlichen „Volkspoesie“. Analoge Gedanken hatte Jacob Grimm auch bei seinem Lehrer von Savigny kennenlernen können, der sich aus Anlaß von Überlegungen zur Schaffung eines Bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland für die Achtung des örtlich gewachsenen Rechts, wie es sich in Sitten

und Bräuchen, also auch in der Volkssprache niederschläge, aussprach (s. Giesen/Junge 1991, 290 f). Dabei erscheint bei Grimm der anti-naturrechtliche Impuls gegenüber von Savigny zurückgenommen (s. Dilcher 1985, 29 f), es geht ihm mehr um eine Klärung, wie es gewesen und wie es zum heutigen Zustand gekommen sei. Daher hält er auch nicht allzuviel von Purismus und Sprachpflege. Durch die Konzentration auf die sprachlichen Fakten und ihre historische Abfolge vermeidet er auch die typisch „romantische“ Umdichtung in die Neuzeit hinein (s. Sonderegger 1985, 43). Ebenso läßt sich Grimm weder auf Verfalls- noch auf Fortschrittstheorien festlegen, vielmehr vertritt er eher ein Konzept des Nullsummenspiels; was an Sinnlichkeit verloren gehe, werde an Abstraktionsfähigkeit gewonnen (der Gedanke läßt sich auf Adam Smith zurückführen; s. Krapf 1993, 20 f).

Das vergleichend-historische Paradigma Grimmscher Provenienz stand von Anfang an Konzepten gegenüber, die andere Akzente setzten, so den stärker mechanistischen Überlegungen Bopps (s. Krapf 1993, 63 f). Die Basis der im Rahmen der Grimm-Konzeption erreichten Erfolge trägt aber auch die folgenden Germanistengenerationen, welche die Muster des wissenschaftlichen Arbeitens und der sprachlichen Darstellung wieder mehr von den Naturwissenschaften nahmen. Zudem hatten auch die Natur- und Strukturwissenschaften die nationalisierende Wendung zum Deutschen hin mitvollzogen.

In der Sprachgermanistik wird das naturwissenschaftliche Denken zunächst an Stellen aufgenommen, wo eine Übertragung möglich erschien; so gesehen ist der Weg von organischen Vorstellungen zur Bildlichkeit der Evolutionstheorie, die andererseits den Vorteil einer eher verallgemeinernd-kausalen Sichtweise zu bieten schien, nicht so weit. In dem berühmten Sendschreiben an Haeckel von 1863 zieht August Schleicher ausführlich diese Parallelen. Die einzelnen Wendungen der Ausrichtung an biologischen, dann psychologischen und physiologisch-physikalischen Modellen braucht nicht nachgezeichnet zu werden. Auf jeden Fall ist zu dieser Zeit aufgrund der Erfolge der deutschsprachigen Wissenschaft, auch aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Stabilisierung Deutschlands, das Deutsche unabhängig von romantischen Konstrukten zur Sprache der Wissenschaften in dem uns interessierenden Bereich avanciert. Dabei ist an den Texten aus verschiedenen Phasen ein Wandel der fachsprachlichen Vertextungsstrategien zu erkennen. Daß die Metaphorisierbarkeit der Darwinischen Theorie ihre außerbiologische Übertragung begünstigte, ist bekannt (s. Pörksen 1986, 126 ff). Diese Eigenschaft ermöglicht es, die Sprache des gebildeten Bürgertums nicht zu weit zu verlassen – wenn auch ein Streben nach Versachlichung erkennbar ist. Analoges gilt für die Psychologie (zur

auch literaturwissenschaftlichen Germanistik s. Weimar 1989, 450 ff; Neumann 1971, 93 ff). Die Versachlichung zeigt sich in einem Hang zu Definitionen wie der folgenden Schleichers: „Grammatik nennen wir die wissenschaftliche erfassung und darstellung der laute, der form, der funktion des wortes und seiner teile und des satzbaues“ (nach Einhauser 1989, 130). Es ist das offenkundig der Gegenpol zu dem von Schleicher (1863) kritisierten „geistreiche[n] Gerede“. Es wird eine neue Art der Signalisierung von Fachlichkeit ausgebildet, nicht zuletzt in der Informationsverteilung des Nominalstils, der als Folge der syntaktischen Wende des 18. Jh.s verstanden werden kann. Es verwundert nicht, solche Merkmale verstärkt in den Programmschriften der Junggrammatiker zu finden: „Ferner überragen die genannten jüngerer sprachen in bezug auf den in rede stehenden zweck auch darum bei weitem die antiken sprachen, weil ihre an der hand der denkmäler seit jahrhunderten zu verfolgende volkstümliche entwicklung in dialektisch reich entfaltete lebende sprache ausmündet, diese aber von der älteren, um jahrhunderte zurückliegenden und bloß in schriftlicher wiedergabe zugänglichen sprachgestaltung noch nicht so stark sich unterscheidet, daß sie nicht ein vortreffliches correctiv abgeben könnte gegen die irrthümer, die bei bloßem verlaß auf diese schriftliche sprechweise früherer jahrhunderte notwendiger weise vielfach unterlaufen müßten“ (Osthoff/Brugmann nach Christmann 1977, 195). Offenkundig ist die syntaktische Distanzhaltung durch das bewußte Vorzeigen der wissenschaftlichen Komplexität (vgl. Admoni 1990, 226 ff). Daneben steht weiterhin ein Strom von Arbeiten in der mehr ästhetischen Humboldt-Tradition (z. B. von der Gabelentz; Schuchardt) bzw. „kulturwissenschaftlich“ gedämpfte Varianten (z. B. Pauls Prinzipien).

2.3. Die Geschichtswissenschaft – zum Exempel Leopold von Ranke

Im frühen 19. Jh. umfaßt der Begriff der Germanistik neben dem, was wir jetzt darunter verstehen, Rechtswissenschaftliches und auch eigentlich Historisches. Was diese verschiedenen Interessen zusammenbringt, ist das Angewiesensein auf die Sprache und dann jene historische Askese, für die nach dem berühmten Diktum Leopold von Rankes jede Epoche unmittelbar zu Gott sei. Germanistik heißt dann, historische Phänomene, die sich naturgemäß in nationalen Einheiten, der Nation als Individuum niederschlugen, in all ihren individuellen Eigenheiten darzustellen und sie nicht im Hinblick auf universale Kategorien einzuordnen, sondern in ihrem internen Zusammenhang zu verstehen und zu beurteilen. Die Ideen dazu sind aus Herders frühen Schriften genommen, er selbst hat sie später etwas abgemildert, indem er sich den weltbürgerlichen Humanitätsidealen der

deutschen Klassik annäherte. Sie findet über das „Idealgriechentum“ in die Nähe der universalen Menschenrechtsgedanken. Auch bei den Historikern ging es in dieser Zeit um die Suche nach dem organischen Konzept der deutschen Nation, die man beim Volk und in der Sprache finde, auch um die Rolle der Antike bei dieser Entwicklung (s. Rothermund 1994, 87 ff). Dabei ist die deutsche Sprache mehr als ein Mittel der Darstellung. Herausragenden Vertretern wie Ranke gelingt es durch ihre narrative Methode, Deutungen der Entwicklung unmerklich in die scheinbar ganz unabhängige Darstellung dessen, wie es gewesen sei, einzubauen: „Er [= Ranke] erreicht das mit den Mitteln eines narrativen Stils, der bewußt das vom Fluß der Erzählung abgehobene moralische oder analytische Urteil meidet“ (Rothermund 1994, 95). Auch an Ranke wird daher wie zum Teil an Grimm, wo allerdings der sprödere sprachwissenschaftliche Stoff gewisse Grenzen setzt, die unmittelbare, geradezu poetische Anpassung an den Stoff gelobt. So hebt Meinecke (1946, 615 ff) in einer Gedächtnisrede zum 50. Todestag Rankes „die besondere Musikalität“, „die schwebende Rhythmik in der Aufeinanderfolge von fein verwobener Erzählung und plötzlich aus ihr emporfliegender Betrachtung“ hervor. „Wollte man sie in moderne Begriffssprache übertragen, so würde ihnen sofort ein geistiger Hauch, ein unnachahmliches Etwas fehlen“ (a. a. O. 615).

Man kann sehen, daß hier ähnliche Elemente eine Rolle spielen wie bei der Germanistik der Grimm-Zeit, vielleicht bis auf den Unterschied, daß die sprachliche Emphase nicht zuletzt durch eine prinzipiell optimistische Entwicklungssicht gekennzeichnet ist; und das, wiewohl sich Schwierigkeiten ergeben, der Trend der romanisch-germanischen westlichen Welt in seinem deutschen Teil wiederzufinden (s. Rothermund 1994, 93).

Mehr noch als bei der Germanistik prägt der Typus des Historismus, der beschreibt, wie es war, und bei dem die ästhetische Art der Darstellung Teil ihres Wertes ist, die Zeit bis hin zum ersten Weltkrieg (s. Meinecke 1946). Die Geschichtswissenschaft behält auch ungebrochener ihr nationales Gepräge (s. Iggers 1971, 168). Die großen historischen Leistungen des 19. Jh.s setzen sich aus peniblen Quellenstudien und der umfassenden, von der Idee einer Ökonomie in der Geschichte getragenen Deutung der Befunde zusammen. Es finden sich zweifellos unter dem Einfluß naturwissenschaftlichen und positivistischen Denkens

Verschiebungen in Richtung auf einen Empirismus der Datenpräsentation. Die eigentliche Einsicht in die Relativität der gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die man verstärkt auch durch die Naturwissenschaften gestoßen war („Entropie“, vgl. Helmholtz 1854; s. Kanitscheider 1993, 57f), wurde in den gegen viele Widerstände aufkommenden Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, eingebracht. Gegenüber dem geisteswissenschaftlichen Verstehen und dem entsprechenden sprachlichen Gestus wird in diesen neuen Wissenschaften, z. B. von Max Weber, asketische Rationalität und eine entsprechende Ausdrucksweise gefordert: „Er wies auf die Gefahr einer folgenschweren Verwechslung hin, die dadurch entstehen kann, daß man ‚die im Interesse der > psychologischen < Beeinflussung des Lesers gewählte > künstlerische < Form‘ für etwas ganz anderes, nämlich die logische Struktur der Erkenntnis selbst hält“ (Lepenies 1985, 297). Das führt bei Weber selbst zu einer „Rigidität der wissenschaftlichen Prosa“ (Lepenies 1985, 297), zu formalen Unvollkommenheiten, die aber von Weber bewußt stehengelassen werden, um die ästhetisierende Irrationalität zu meiden. Diese Haltung hat in unserem Jahrhundert weitergewirkt, wo zumindest in der deutschen Wissenschaft ein „guter Stil“ eher verdächtig macht.

2.4. Die Romanistik – Wissenschaft und Praxis

Die Beschäftigung mit den romanischen Sprachen ist der andere Teil der Betrachtung jener mittelalterlichen Grundlage der europäischen Kultur, die sowohl die Germanistik wie die Geschichtswissenschaft in ihren Interessen leitete. Für den Umgang mit den romanischen Sprachen, insbesondere dem Französischen, kommt noch dazu, daß die Auseinandersetzung zwischen den Anforderungen, diese Sprache praktisch zu beherrschen, und dem Anspruch auf wissenschaftliche Beschreibung besonders heftig aufeinanderstießen. Der neue wissenschaftliche Denkstil steht in deutlichem Gegensatz zum bisherigen Selbstbild des Französischen als der universalen Sprache. Diese Wissenschaftlichkeit wird erreicht durch die Einbettung in die Untersuchungs- und Darstellungsweise, die vor allem innerhalb der Germanistik bzw. genereller in Deutschland entwickelt worden war.

Daneben gehört dazu eine entsprechende Repräsentation in den erwähnten Bildungs- und For-

schungseinrichtungen. In dieser Hinsicht brachte die Forschung in Deutschland die Beschäftigung mit den romanischen Sprachen und Literaturen deutlich voran. Dabei entzündete sich das Interesse, wie bei den germanischen Sprachen, an kulturell anziehenden literarischen Tatbeständen (Grimm, Tieck, Uhland, A. W. Schlegel), die bei François Raynouard auch zu erster sprachlicher Beschäftigung führten (s. Tagliavini 1973, 7). Durch Friedrich Diez, der von Goethe dazu angeregt wird, kommt es zur Eingliederung der sprachlichen Untersuchung der romanischen Sprachen in das historisch-vergleichende Paradigma (s. aber Rettig 1976); ab 1830 wird Diez eine Professur für abendländische Sprachen an der Universität Bonn bekleiden, ab 1836 seine grammatische Beschreibung im Muster der Zeit veröffentlichen – in dieser Wissenschaftsrichtung natürlich auf Deutsch. In dieser Einbettung machte die Erforschung der romanischen Sprachen die in der Germanistik angedeutete Entwicklung durch das Jahrhundert mit, mit dem Unterschied, daß die Interpretation der nationalen Identität einer konkurrierenden Nation galt, und daß das Französische gleichzeitig als erste Fremdsprache eine herausgehobene Rolle spielte (s. Bott 1982, 47).

In der gymnasialen Ausbildung wie in der Forschung galt die Romanistik als ein Fach, an dem man den anderen Zweig der historisch-vergleichenden Methode untersuchen kann, im Laufe des Jahrhunderts wird durch die größere Praxisorientierung zunächst in den Realschulen der Blick wieder direkter auf die gleichzeitige Sprache und ihre Vermittlung gelenkt. In der junggrammatischen Diskussion spielt gerade der Vergleich von lebenden Sprachen in der kritischen Diskussion Schuchardts eine wesentliche Rolle; wie man sieht, wird diese Diskussion aber zu großen Teilen im deutschen Wissenschaftsraum geführt. Gegen Ende des zu besprechenden Zeitraums wird in der deutschsprachigen Romanistik mit Karl Vossler eine auf humboldtschem Boden stehende vergleichende Nationenkunde eingeführt, sprachlich beschreibt er die großen Sprachen Europas als Kultursprachen, die der logischen Verarbeitung der modernen Welt fähig sind, allerdings kennzeichnende Unterschiede ihrer Erfassung zeigen (s. Weinrich 1985, 42; kritisch G. Schneider 1975).

2.5. Die Anglistik – späte Emanzipation

Die Beschäftigung mit der englischen Sprache nach den historisch-wissenschaftlichen Grundlagen des beginnenden 19. Jh.s gehört völlig in den deutschen Diskurs dieser Wissenschaftsrichtung, handelt es sich ja um eine germanische Sprache. Daher wird in For-

schung und Universitäts- wie Gymnasiallehre großer Wert darauf gelegt, das Englische, bei dem ja der Praxisdruck im Verlaufe des Jahrhunderts dramatisch steigt, in Form einer historisch-philologischen Wissenschaft zu vermitteln. Tatsächlich wird das Englische lange in Personalunion von den Germanisten mitbetreut, bis es dann allmählich in den neu-sprachlichen Bereich übergeht, der aber, wie bei der Romanistik gezeigt, dasselbe Ziel hat. So macht die Anglistik im wesentlichen dieselben fachsprachlichen Wendungen mit, die wachsende Bedeutung des Englischen führt allerdings dazu, daß das Englische als Fachsprache der deutschen Anglisten seit Beginn unseres Jahrhunderts an Bedeutung gewinnt (s. Finkenstaedt 1983).

3. Schluß

Die Wendung zur historischen Wissenschaft und zum Konzept der Sprachnation als relevanter Einheit der Geschichte, die in Deutschland nach einer Übergangsphase in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s zum Durchbruch kam, führte zu einem Aufschwung des Deutschen als Wissenschaftssprache. Dieser Aufschwung wird verbreitet durch die Organisation des Bildungswesens. Die Erfolge der wissenschaftlichen Forschung an den deutschen Universitäten stützten die Rolle des Deutschen zudem. Das Deutsche, wie weitere Sprachen, profitiert dabei auch von dem Druck, unter den das Französische geraten war. Vor allem im Bereich der historischen und philologischen Wissenschaften wurden die deutschen Verhältnisse vorbildhaft; neben den bereits genannten Punkten sei noch darauf verwiesen, daß auch die ersten einschlägigen wissenschaftlichen Beschreibungen slawischer Sprachen auf Deutsch erschienen. Das Deutsche als Wissenschaftssprache machte die Wandlungen des Wissenschaftsverständnisses des 19. Jh.s mit, die in Richtung auf eine Angleichung an die Naturwissenschaften gingen, gleichzeitig bleibt aber eine von Humboldtschen Gedanken geleitete, häufig idealistisch genannte Tradition lebendig. Die sprachliche Eigenart des Deutschen als Sprache der Wissenschaft im 19. Jh. hat damit zu tun, daß es sich um eine Sprachform handelt, die den Interessen des Bildungsbürgertums als der ideologietragenden Schicht entspricht. Das ändert sich allmählich mit der zunehmenden Professionalisierung und Annäherung an die Naturwissenschaften mit ihrer Terminologisierung und universalen Abstraktheit.

4. Literatur (in Auswahl)

Admoni 1990 = Wladimir Admoni: Historische Syntax des Deutschen. Tübingen 1990.

Bahner/Neumann 1985 = Werner Bahner/Werner Neumann: Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung. Berlin 1985.

Bott 1982 = Gerhard Bott: Deutsche Frankreichkunde 1900–1933. Das Selbstverständnis der Romanistik und ihr bildungspolitischer Auftrag. Rheinfelden 1982.

Bourdieu 1979/1982 = Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M. 1979/1982.

Bubner 1990 = Rüdiger Bubner: Einleitende Betrachtungen. In: Bubner/Gladigow/Haug 1990, 7–24.

Bubner/Gladigow/Haug 1990 = Rüdiger Bubner/Burkhard Gladigow/Walter Haug (Hrsg.): Die Trennung von Natur und Geist. München 1990.

Christmann 1977 = Hans Helmut Christmann (Hrsg.): Sprachwissenschaft im 19. Jh. Darmstadt 1977.

Eichinger 1990 = Ludwig M. Eichinger: Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jh. In: *Wirken des Wort* 40. 1990, 74–94.

Eichinger 1995 = Ludwig M. Eichinger: Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In: Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich (Hrsg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin. New York 1995 (Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Forschungsbericht 10). 301–324.

Einhauser 1989 = Eveline Einhauser: Die Junggrammatiker. Ein Problem für die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. Trier 1989.

Finkenstaedt 1983 = Thomas Finkenstaedt: Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Darmstadt 1983.

Gardt/Mattheier/Reichmann 1995 = Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen*. Tübingen 1995 (Reihe Germanistische Linguistik 156).

Giesen/Junge 1991 = Bernhard Giesen/Kay Junge: Vom Patriotismus zum Nationalismus. Zur Evolution der „Deutschen Kulturnation“. In: Giesen 1991, 255–303.

Giesen 1991 = Bernhard Giesen (Hrsg.): *Nationale und kulturelle Identität*. Frankfurt/M. 1991.

Gröber 1904 = Gustav Gröber: *Geschichte und Aufgabe der romanischen Philologie*. 2. Aufl. Straßburg 1904.

Hennig/Lauer 1985 = Dieter Hennig/Bernhard Lauer: *Die Brüder Grimm. Dokumente ihres Lebens und Wirkens*. Kassel o. J. [1985].

Hültenschmidt 1985 = Erika Hültenschmidt: Wissenschaftshistoriographie und soziologische Theorie. F. A. Wolf und die Entstehung der modernen Philologie und Sprachwissenschaft. In: Epochen-schwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Hrsg. v. Hans-Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt/M. 1985, 341–356.

Iggers 1971 = Georg Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. München 1971.

Kanitschneider 1993 = Bernulf Kanitschneider: Von der mechanistischen Welt zum kreativen Universum. Darmstadt 1993.

Krapf 1993 = Veronika Krapf: Sprache als Organismus. Metaphern – Ein Schlüssel zu Jacob Grimms Sprachauffassung. Kassel 1993.

Lepenies 1985 = Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München. Wien 1985.

Linke 1991 = Angelika Linke: Zum Sprachgebrauch des Bürgertums im 19. Jh. Überlegungen zur kultursemiotischen Funktion des Sprachverhaltens. In: Wimmer 1991, 250–281.

Mattheier 1991 = Klaus J. Mattheier: Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Wimmer 1991, 41–72.

Meinecke 1936/1946 = Friedrich Meinecke: Die Entstehung des Historismus. München 1936/1946.

Neumann 1971 = Friedrich Neumann: Studien zur Geschichte der deutschen Philologie. Berlin 1971.

Niederehe/Haarmann 1976 = Hans-Josef Niederehe/Harald Haarmann: In memoriam Friedrich Diez. Amsterdam 1976.

Oesterle 1991 = Günter Oesterle: Kulturelle Identität und Klassizismus. In: Giesen 1991, 304–349.

Pörksen 1986 = Uwe Pörksen: Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien. Tübingen 1986 (Forum für Fachsprachen-Forschung 2).

von Raumer 1870 = Rudolf von Raumer: Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870.

Rettig 1976 = Wolfgang Rettig: Raynouard, Diez und die romanische Ursprache. In: Niederehe/Haarmann 1976, 247–271.

Römer 1991 = Ruth Römer: Die nationalpolitische Bedeutung der Germanistik im 19. Jh.: Der Indogermanenmythos als Triebkraft des deutschen Nationalismus. In: Wimmer 1991, 291–294.

Rothermund 1994 = Dieter Rothermund: Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Geschichtsschreibung. München 1994.

Schmitter 1991 = Peter Schmitter (Hrsg.): Multum – non multum? Studien zur „Einheit der Reflexion“ im Werk Wilhelm von Humboldts. Münster 1991.

Schneider 1976 = Gisela Schneider: Karl Vossler: Bemerkungen zum sprachwissenschaftlichen Idealismus. In: Niederehe/Haarmann 1976, 475–500.

Schreiner 1992 = Sabine Schreiner: Sprachenlernen in Lebensgeschichten der Goethezeit. München 1992.

Sonderegger 1985 = Stefan Sonderegger: Die Brüder Grimm – Philologie, historische Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. In: Hennig/Lauer 1985, 43–61.

Trabant 1990 = Jürgen Trabant: Traditionen Humboldts. Frankfurt/M. 1990.

Weimar 1989 = Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jh.s. München 1989.

Tagliavini 1973 = Carlo Tagliavini: Einführung in die romanische Philologie. München 1973.

von Thadden 1991 = Rudolf von Thadden: Aufbau nationaler Identität. Deutschland und Frankreich im Vergleich. In: Giesen 1991, 493–510.

Wehler 1987 = Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 2 Bde: 1700–1815 und 1815–1845/49. München 1987.

Weinrich 1985 = Harald Weinrich: Sprache und Wissenschaft. In: Harald Weinrich: Wege der Sprachkultur. Stuttgart 1985, 41–62.

Werlen 1989 = Iwar Werlen: Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität. Darmstadt 1989.

Wimmer 1991 = Rainer Wimmer (Hrsg.): Das 19. Jh. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin. New York 1991 (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1990).

Ludwig M. Eichinger, Kiel

30. Wirtschaftslinguistik: ein historischer Überblick

1. Entstehung und historischer Hintergrund
2. Strömungen der Wirtschaftslinguistik
3. Auswirkungen der Wirtschaftslinguistik auf die Fachsprachen- und Terminologieforschung
4. Wirtschaftslinguistik – heute?
5. Literatur (in Auswahl)

1. Entstehung und historischer Hintergrund

Betrachtet man die Wirtschaftslinguistik im Rückspiegel der Zeit, sieht man an ihrem Anfang einen ungedeckten mono- und multilingualen fachsprachlichen Ausbildungsbedarf. Mit den gegen Ende des letzten und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts enger und vor allem komplexer werdenden Handelsbeziehungen und dem Ausbau der theoretischen und angewandten Wirtschaftswissenschaften ergab sich die Notwendigkeit, den zukünftigen Wirtschaftswissenschaftlern, die an Handelshochschulen ausgebildet wurden, das erforderliche meist fremd(fach)-sprachliche Rüstzeug zu vermitteln, das sie für ihre sprachgrenzüberschreitende Fachkommunikation brauchten. Allgemeine Sprachkenntnisse reichten für diesen Bedarf nicht aus, da der Fachbezug fehlte. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, einen fachbezogenen Sprachunterricht an Handelshochschulen zu schaffen.

Es ist auffällig, daß dieser Bedarf sich vorwiegend im deutschsprachigen Raum, aber auch in einigen nordischen Ländern, bemerkbar machte. Erklären läßt sich dieses Phänomen durch die Dominanz einiger weniger „Leitsprachen“ (vor allem Englisch, Französisch) als Kommunikationsmittel im internationalen Handel; es ist zumindest auffällig, daß viele Wirtschaftslinguisten Romanisten oder Anglisten sind, deren Muttersprache keine der „Leitsprachen“ ist. Vom ursprünglichen Fachprofil und ihrer Ausbildung her waren sie Sprachwissenschaftler und Philologen, die nun vor die Aufgabe gestellt waren, einen „fachbezogenen Sprachunterricht“ anzubieten. Aus dieser generellen Aufgabenstellung, die, soweit die Literatur darüber Aufschluß gibt, anfangs nicht klar definiert war, entwickelte sich die Wirtschaftslinguistik, die auf der Suche nach einem eigenständigen Status eine Reihe von Stadien durchlief. Diese Stadien lassen sich zwar diachronisch nicht

sauber voneinander scheiden, da mehrere Strömungen sich teilweise zeitlich überschneiden, die aber doch eine Entwicklungsrichtung angeben.

Es ist bemerkenswert, daß dieser Zweig der Sprachwissenschaft sich schon sehr früh als „angewandte Sprachwissenschaft“ – als solche hat ihn Schröder (1932 [1921], 133) bezeichnet und definiert – versteht.

2. Strömungen der Wirtschaftslinguistik

Schematisch lassen sich die einzelnen Strömungen folgendermaßen einordnen (Drozd/Seibicke 1973, 68 ff; Hoffmann 1984, 37 ff):

(1) Die *diachronische Wirtschaftslinguistik* (etwa bis 1930) mit ihren Unterteilungen in (a) „historische“ (Hoffmann 1984, 38) oder auch „historisierende“ (Drozd/Seibicke 1973, 69) (s. u. 2.1.1); (b) „nationenwissenschaftliche“ (s. u. 2.1.2) und (c) „ökonomische“ Wirtschaftslinguistik (s. u. 2.1.3).

Zu dieser Einteilung gehört auch die in der Mitte der dreißiger Jahre hinzugekommene Wirtschaftsgermanistik.

(2) Die *synchronische Wirtschaftslinguistik* entwickelte sich in den dreißiger Jahren in enger Berührung mit dem und im theoretischen Umfeld der Prager Schule. Drozd/Seibicke (1973, 74) sprechen von der „strukturellen und funktionalen Wirtschaftslinguistik“, Hoffmann (1984, 38) von der „synchronisch-funktionalen“ Wirtschaftslinguistik.

Beide Hauptströmungen reflektieren bis zu einem gewissen Grade auch die Entwicklung der Sprachwissenschaft in den ersten vier Jahrzehnten dieses Jahrhunderts.

2.1. Diachronische Wirtschaftslinguistik

2.1.1. Historisierende Wirtschaftslinguistik

Die historisierende Wirtschaftslinguistik stellt in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen die *wort-* und besonders die *begriffsgeschichtliche Entwicklung* von wirtschaftssprachlichen Erscheinungen wie „Der Handschlag im Handel“ oder „Kerbholz und Rechenbrett des Mittelalters im Spiegel der modernen Handelssprachen“ (Schirmer 1932 [1925]); „Die Herkunft des Wortes Bilanz“ (Penndorf 1932 [1929]) und zahlreiche andere Untersuchungen dieser Art. Auf eher *stilistischer* Ebene bewegt sich der Beitrag von Penndorf „Die historische Entwicklung des kaufmännischen

